

Nekr G 79

MAX GEILINGER

1884-1948

G 1967/1409  
Dr. P. Scherrer

MAY 6 1910



## RAUSCHENDER BRUNNEN

Wenn du hinter dunkel geschlossenem Fenster stehst  
Und hörst den Brunnen da draußen plaudern,  
Für sich allein, ob du kommst ob du gehst,  
Fühlt deine Seele innerstes Schaudern.

Denn du bist arm und der Brunnen ist reich  
Er spricht von Fülle und Überswellen,  
Von Kommen und Wandern und Dauer zugleich  
Von seinen heimlichen heiligsten Quellen.

Und die Rose beim Brunnen rankt und blüht,  
Und die Flut im Brunnen ist klar und klingt leise;  
Wer für sich selber wächst, redet und glüht,  
Gilt als Narr und ist gut und bleibt wahr und wird weise.



Des gütigen, lauern und vornehmen Menschen Max Geilinger ist warm gedacht worden; lassen Sie mich sein Erinnerungsbild vervollständigen durch das, was er nicht einzig seinen persönlichen Freunden und Gefährten hat schenken wollen, sondern allen, die für das Dichterwort empfänglich sind. «Mein Bestes hab ich in mein Werk gegeben», so beteuert er selbst in der Anfangszeile eines Gedichts.

Als einer seiner ältesten Freunde habe ich sein Poetengeschick durch ein halbes Jahrhundert aus der Nähe verfolgen, ihn streckenweise – mit reichem eigenem Gewinn – darauf begleiten dürfen. Ich höre ihn wieder, wie er in den Schuljahren seine leidenschaftlichen und pathetischen Gedichte vortrug; und wenn er als Knabe des Zwanges in Reimen zu reden sich kaum hatte erwehren können, so ist Vers und Rhythmus zeitlebens seine eigentliche Sprache geblieben.

Sein poetisches Schaffen war ihm innerstes Anliegen, Trost und Gegengewicht schon im Jünglingsalter, das Mißgeschicke des Elternhauses und Beengung des Schullebens beschatteten. Weder das Bedürf-

nis nach entlastender Zerstreuung noch die Fähigkeit, sich schmiegsam anzupassen und in leichter vielfacher Geselligkeit nach außen zu leben, war dem etwas schwerblütigen und Insichbeharrenden eigen. Aber bei allem damals noch fast puritanischen Ernst seiner Grundstimmung wußte er in der Tiefe seines Gemüts und dem Reichtum seines Geistes schon früh unversieglige Glücksquellen zu finden.

Ich sehe ihn vor mir als Studenten: am wehenden Strand und in den alten Backsteinstädten der Waterkant, der Heimat seiner stillen, feinen Mutter, an der er innig hing, oder in den Wäldern des Harz, auf dem Gipfel des Brocken, der Wartburg – mächtig und dauernd angezogen von deutscher Art und Kunst und sich nährend mit den besten Werten deutscher Vergangenheit.

Aber ein paar Sommer später glitten die Ufer der Themse an uns vorüber, wanderten wir über die Cliffs, die an König Lear gemahnen, oder schauten zur ehrwürdigen Kathedrale von Canterbury auf. Damals fand er in England seine treue, verständnisvolle Lebensgefährtin, ohne deren Geleit man sich ihn fortan kaum mehr denken konnte – so restlos teilten die bei-

den ihre Stunden –, und durch dies sein tiefstes Herzenserlebnis ist ihm England eine zweite geistige Heimat geworden. Die Saat jener frühen Zeit war so reich, daß sie erst bei nahendem Alter voll aufging: in Geilingers einzigem Prosawerk, den «Wandertagen in England» und in den meisterlichen und sprachmächtigen Übertragungen «Englische Dichtung» aus vielen Jahrhunderten. Beides Werke, durch die er sich verdienstlich in die Reihe schweizerischer Vermittler europäischen Geistesgutes eingeschaltet hat.

Ohne sein Schweizertum je zu betonen, hat er der Geburtsstadt Zürich und dem Vaterland Treue bewahrt. Pietät seinem Vater selbst gegenüber war es, die ihn auf ein literarisches Studium zugunsten des juristischen verzichtete, und die besten zwei Jahrzehnte hindurch im nüchternen und strengen Staatsdienst ausharren ließ, zuletzt als Leiter der kantonalen Staatskanzlei und des Paßamtes. Wie einstmals Gottfried Keller hat also wiederum ein Dichter seinen Namenszug unter abertausend Auslandpässe gesetzt – seufzend wohl manchmal, daß es nicht sein eigener sein durfte.

Nichts war ihm mehr zu gönnen, als daß endlich die Stunde der Befreiung schlug und er, aller Bindungen ledig, seit 1930 in otium cum dignitate sich und seinem Talent leben und versäumtes Schaffen nachholen durfte. Zwar hat er sich kameradschaftlich und hilfsbereit den Aufgaben des literarischen Lebens zur Verfügung gestellt, so als Vorstandsmitglied und Vizepräsident des Schriftstellervereins, der seiner Dienste und Verdienste durch mich dankbar gedenken läßt.

Aber mit ganzer Seele war er beteiligt und volles Genüge fand er doch nur in Kontemplation und Kreation, im Schauen und Schaffen. Seinen Hang zur Beschaulichkeit, ja zur idyllischen Beschränkung verrät die Namengebung der Gedichtbände: «Träumer zwischen Blüten», «Rauschende Brunnen», «Der vergessene Garten», «Sonette der goldenen Rose». Seine Pflanzen vor dem Heim pflegend, die Vögel fütternd, so oder ähnlich trafen ihn seine Besucher im Zürcher Heim oder dem Ferienhaus am Genfersee, als einen Mann, der dem Nächsten und Kleinsten Andacht entgegenbringt, weil er es als Sinnbild des großen Ganzen zu erkennen vermag, – einen, der sich bescheidet, auf Dank verzichtet, und als Preis für den

inneren Frieden manchen Dingen schweigend entsagt; etwas versonnen oder zu stillem Humor geneigt, als Alternder oft auch schon in Erinnerung versunken – heißt doch einer seiner letztern Bände «Im Angedenken».

Aber im Wechsel mit seinem Bedürfnis nach Ruhe und Nähe mußte er immer wieder das angeborene andre Verlangen, das nach bewegter Weite und ferner Größe, befriedigen. Größe des kulturellen Erbes vieler Zonen und Zeiten spiegelt sich in seinen mehr dichterischen als auf Theaterwirksamkeit bedachten, noch zu wenig gewürdigten zahlreichen Spielen, von denen eines – «Heiden und Helden» – Karl dem Großen, ein anderes dem Minnesänger Süßkind vom Trimberg, eines Paracelsus, eins dem Lübecker Bürgermeister Wullenwever gilt. Wesensnäher als die bewegte geschichtliche Welt waren ihm die steinernen Denkmäler ihrer Ruhmestage, und am vertrautesten vollends die Landschaft und das vegetative Walten der Natur. Rom und Hellas verdankt er als südsehn-süchtiger Germane Beglückung des Auges und der Sinne. Das Bändchen «Klassischer Frühling» ist Zeugnis dafür.

«Wanderglaube», «Der große Rhythmus», «Vom großen Einklang», so heißen die hymnischen Bekenntnisse seines Drangs in die Weite. Hier gibt er wohl sein Stärkstes und Unverwechselbarstes. Der Strom seiner Rhythmen führt auf seinen breiten schweren Wogen eine Fülle von Bildern und Sinnbildern mit sich; denn er kann sich nicht satt sehen am farbigen Glanz und der Formenfülle der Welt. Zwar weiß er um die Tragik des Menschenlebens und die Fragwürdigkeit der Gegenwart, in die er sich hineinversetzt sah, ohne ihr innerlich anzugehören. So wendet er sich den ewigen Lichtquellen der hellen Nächte und seines eignen Innern zu.

In der Stadt die dunklen Mächte;  
Oben Glanz an Glanz gedrängt,  
Wie ein Baum, der späte Nächte  
Ganz mit Blüten überhängt.

Sonnenleuchten, Licht der Ferne  
Sprüht uns Sterne erdenwärts:  
Augen, meine Augensterne,  
Eure Brüder schenken gerne;  
Schließt euch nicht, erdumpft in Schmerz!

Grüßt die stummen Dulderheere,  
Die sich still im Dunkel mühen:

Herz, blüh auf, der Nacht zur Ehre,  
Blüh, wie reife Rosen blühn.

Wenn die Stadt, die schwer verflucht ist,  
In sich selber lärmt und lacht,  
Segne du, der ungesucht ist,  
Als ein Bruder dieser Nacht.

Seine Dichtung feiert die Schönheit der Schöpfung. Sie ist beheimatet im engeren Bezirk dessen, was von je als das eigentlich Poetische galt; sie ist Rühmung des Daseins und Erhebung der Seele. Spricht sich seine Frömmigkeit und Gläubigkeit – vielleicht aus schamhafter Zurückhaltung – nur selten als gedankliches Bekenntnis aus, so preist er unermüdlich das sinnlich Sichtbare als Offenbarung der übersinnlichen Geheimnisse.

Nicht als Fordernder und Besitzergreifender, sondern als Liebender und innig Verehrender war er dem Leben zugetan; und als er ihm vor bald zwei Jahren nach einer jähen Krankheit zurückgegeben wurde, erzeugte sein Dankesgefühl einen letzten Gedichtband, «Genesung». Schmerzlich genug, daß er als hinterlassenes Werk wird erscheinen müssen! Versöhnend jedoch, daß der Freund und Dichter mit gesättigten

Augen und erfüllter Seele von hinnen gehen durfte –  
ganz so, wie er den Abschied vorausnahm in seiner  
Hymne «Vom Tod»:

«Eines sag ich, eines wag ich  
Zu künden als Trost, der trösten mag,  
Daß Nacht und Tag  
Gut sind! Zwar kann keiner des Todes Wege ergründen;  
Doch Riesenpforten dröhnt sein Hammerschlag  
Weitauf. Und reißt uns eine Faust unerbittlich von dannen,  
Der Tod ...,  
Ein letztes Silberleuchten von Frühjahrstannen  
Und vom Rosenhag ein dunkles verstehendes Rot  
Seien deiner Augen letzte Gesichter,  
Bis sie, wer weiß wann, im wirren Nebel tanzend vergehn.  
Doch noch weist Hoffnung uns in die Lichte-  
Fülle des Himmels, den wir nicht sehn;  
Weil er fern dieser Erde, die früh dir verwaist  
Schien und ein Zirkusplatz, dessen Pferde längst fort sind.  
Denn ihre Schätze, besaß sie dein Geist,  
Schnittblumen sind's, die im Nu verdorrt sind,  
Oder brüchiges Glas,  
So daß du Haufen  
Scherben anstaunst, einem Kind gleich, ganz bang.  
Denn das Beste dieser Erde läßt sich nicht kaufen:  
Ein freies Herz voll Dank für glanzgesäumter Stunden  
Gang.  
Und müdet dieser Leib, zerfall er! Lose  
Sprüh er empor, von Funken überhastet,  
Zu neuen Formen,

Und wer einst nach Normen  
Des Lebens wunderbang im Dunkel tastet,  
Find dich als golden safrangelbe Rose.

Und du, mein Geist, wo willst du hin? du willst wandern.  
Du willst der Wahrheit Sonnenflug erwarten.  
Beengt dich dieser Leib? Geh in die andern.  
Und wenn die Welt, gleich einem großen Garten,  
Liebe überblüht und Licht erhellt,  
Steig in die Türme. Juble, froh erschrocken,  
Den Tag bezeugend; säe, mein Geist, mit den Glocken  
Süße Klänge auf eine durchheiligte Welt.

Sie mögen noch lange in vielen nachklingen, diese  
Klänge seines Poetengeistes, wie das menschliche  
Bild des Freundes in treuer Erinnerung nachleuchten  
möge.

Das Menschenleben, dessen schmerzlich frühes Ende uns zu dieser Stätte gerufen hat, begann am 30. August 1884 in unserer Altstadt. Es war wohl nicht bedeutungslos für seine spätere Entwicklung, daß damals noch ein ländlicher Brunnen vor dem elterlichen Hause von Max Geilinger Tag und Nacht sein schlichtes Lied sang und daß aus der Nachbarschaft der Zwieklang von Hammer und Amboß tönte. Um echte Lyrik zu schaffen, muß ein Dichter einmal im engen Kontakt mit den ganz einfachen Dingen und Geschehnissen dieser Welt stehen und an ihnen selber einfach werden, so, wie es unsere Größten in ihren besten Stunden waren. Nur dann werden in seinem Geiste Bilder und Worte einst lebendig werden, die weit über die Kreise der künstlerisch Genießenden dringen und zeitlose, raumlose Gültigkeit haben wie die Psalmen des Alten Testamentes und die schönsten unserer Volkslieder.

Doch es sollte Jahre dauern, bis sich in der Seele von Max Geilinger die ersten echten Gedichte gestalteten. Auch er gehörte zu den gerade in unserm Lande

nicht seltenen Künstlern, die lange schweigen müssen, bis sie das Recht zur Aussprache ihrer inneren Erlebnisse erlangen, und vielleicht sogar auf einem weiten Umweg zu der wesentlichen Leistung ihres Daseins kommen.

Max Geilinger bereitete sich zunächst durch Studien in Kiel und Zürich und durch die Anwaltsprüfung auf einen bürgerlichen Beruf vor. Anschließend erlebte er längere Studienaufenthalte in London und in Rom. Nach seiner Heimkehr trat er in den Zürcher Staatsdienst ein, dem er gegen zwei Jahrzehnte hindurch seine Kraft und sein großes Wissen und Können widmete. Seine Aufgabe bestand zunächst in der Mitarbeit an einer Sammlung der bestehenden zürcherischen Gesetze. Sodann rückte er zum Adjunkt der Staatskanzlei vor und schließlich zum Sekretär und Stellvertreter des Staatsschreibers. Gleichzeitig amtierte er als Chef des Paßbüros.

Schon im Jahre 1919 war seine erste Gedichtsammlung erschienen. Ihr Titel: «Der Weg ins Weite» mutet wie ein Symptom der Wende an, die sich langsam im Leben des Entschlafenen vorbereitete. Elf Jahre später kam die innere Wandlung zu einem ge-

wissen Abschluß. Er dokumentierte sich nach außen hin in der Tatsache, daß Max Geilinger alle öffentlichen Ämter aufgab und sich fortan mit der ganzen Kraft und Hingabe dem Berufe widmete, zu dem ihn seine künstlerische Begabung drängte.

Vom weltlich-bürgerlichen Standpunkt aus gesehen, sind diese dürftigen Daten nicht bedeutungslos. Auf der Waage, nach der wir in dieser Stunde eigentlich allein fragen dürfen, hat etwas ganz anderes Gewicht: die Tatsache, daß sich der Abgeschiedene als Dichter und als Mensch in den Jahren seit seinem entscheidenden äußern Schritt mehr und mehr über das Spiel von Lust und Leid, über seine subjektive und darin immer letztlich egozentrisch orientierte Gefühlswelt erhob, daß er sich immer freier machte von dem unmittelbaren naturhaften Urgrund der Poesie und dem echten Geist in seinem Denken und Dichten sich verpflichtete. Bedeutsam ist in diesem Augenblick, da wir mit dem Dichter vor dem Thron Gottes stehen, nur dies, daß er die Verse gestalten mußte:

Doch, was im Blut begründet, stirbt im Blut.  
Und wer das liest und wer das schrieb, muß sterben,  
da alle Körper bang im Raum vergehen,

Und was die Hand erraffte, wird zerscherben.  
Doch war ein Herz dem großen Werden gut,  
Es wird als goldne Rose auferstehen.

Denn wir alle haben eine Bestimmung, die nicht nur über allen Aufgaben und Bewährungen des bürgerlichen Lebens, sondern auch über den ernstesten Zielen einer künstlerischen oder denkerischen Existenz steht. Aus ihrer klaren tiefen Erkenntnis drängten sich einem unbekanntem Mystiker des Mittelalters die schlichten Worte auf: «Ich wäre gern dem ewigen Gut, was dem Menschen seine eigene Hand ist.» Die Bibel aber faßt sie in dem gewaltigen Gebot: «Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deiner ganzen Kraft.» Jesus deutet sie als Selbstverleugnung und Laotse als Hingabe an das Tao. Es ist die Überwindung des Gefangenseins im Bann des Blutes, die Befreiung von der Herrschaft der Natur – nicht, weil die Natur an sich schlecht, sündhaft, widergöttlich wäre, aber weil sie die Herrschaft des ichhaften, egozentrisch orientierten Begehrens ist. Und darum Scheidung vom göttlichen Welt- und Lebensgrund, Widerspruch gegen den Aufruf zum Dienst des Wil-

lens, dem wir unser Sein danken und jede Kraft, jeden Sieg, jede Freude. Einswerdung unseres persönlichen Willens mit dem göttlichen, Untergang alles selbstischen Wünschens und Strebens im Dienst dessen, der unser Leben von Stunde zu Stunde schöpferisch waltend erhält, Entselbstung zum Dasein für Ihn, durch den alle Dinge und für den alle sind – das ist unsere letzte, wesentlichste Bestimmung. Wer zu ihr reift, der ist wirklich reif geworden. Und solches Reifsein ist in höchster Sicht betrachtet entscheidend, ja alles.

Möge Ihnen, verehrte Leidtragende, dieser Gedanke ein Licht in dem Dunkel des großen, wehen Verlustes sein, der Sie betroffen hat. Möge die Liebe, die nicht das Ihre sucht, Sie stark machen, Gott das Leben ganz zu geben, das ihm allein wahrhaft gehörte. Sie haben Unschätzbare verloren. Doch auch Sie werden die Wahrheit der Dichterworte tröstend und erlösend erfahren:

Das Herz hat auch sein Ostern, wo der Stein  
Vom Grabe springt, dem wir den Staub nur weihten.  
Und was du ewig liebst, ist ewig dein.

Amen.

We are here to honour Max Geilinger and to thank him for the help that he has been to us, each in a particular way. We are all grieved in varying measures of intensity; but our griefs can not match those of his wife, I ask that the private prayers of Max's friends should be given on her behalf, that she may receive strength and consolation and courage to bear the shattering blow that has fallen upon her:—I quote some lines from Byron:—

«Away we know that tears are vain,  
That death, nor deeds nor tears, distress.  
Will this unteach us to complain?  
Or make one mourner weep the less?  
And thou who biddst me to forget  
Thy looks are wan, thine eyes are wet.»

This is the first inevitable reaction to the death of one we love, this is the natural reaction but God's mercy and time do bring, or can bring, another experience. This is:

«Rise happy morn, rise holy morn,  
Draw forth the cheerful day from night;

O Father touch the East and light  
The light that shone when Hope was born.»

Max had a great gift as a poet (reminding ourselves that «poet» means essentially creator, that poetry and poets are creative, as God intends all of us to be, in some sense, creative). In the beginning God created the Heavens and earth ... and we are akin to Him – his children.

«Our birth is but a sleep and a forgetting  
The Soul that rises with us, our life's star,  
Hath had elsewhere its setting,  
And cometh from afar:  
Not in entire forgetfulness,  
And not in utter nakedness,  
But trailing clouds of glory do we come  
From God who is our home.»

The two chief things a poet must do are (1) To make living to us our own best thoughts, we being ourselves unable to express them. (2) To create in us other new inspiring, energising thoughts.

These two things Max did as I knew from personal experience and not only by his poems and plays but by things he had said to me during some of the many conversations that I have been privileged to have with

him. Bringing forth, so to speak, out of his treasure things new and old.

And then his gifts as a very widely read and highly cultured man, his far ranging interests and knowledge; at home in European literature:—very well instructed in history and appreciating its significance. ... And then his gifts of character and nature, sensitive, sympathetic, large-minded, intellectually and psychically charitable, subtle, disliking the infliction of pain. Faithful in friendship and faithful in his regular attendance at the Service at our little English Church here—for years and years past.

And I make a special point of his genius in translating. The poet Browning is very difficult for many Englishmen to understand, let alone those who are not English. Max's translations of Browning are absolutely super excellent.

The idea of death which the earliest Christians had was that they actually looked forward to death as being in fact their real birthday, when they would be once more «at home». So Max had not died, but rather was freed from earthly limitations and had gone back home ... This is the true way, the Christian way, of

regarding death. But we, immersed in a materialistic, degenerate age of human history find it extremely difficult to see things as they really are.

May I quote from «Last Lines» by Emily Bronte:

« With wide embracing love  
Thy Spirit animates eternal years,  
Pervades and broods above,  
Changes, sustains, dissolves, creates and rears.  
Though earth and man were gone,  
And suns and universes ceased to be,  
And Thou wert left alone  
Every existence would exist in Thee.  
There ist not room for death,  
Nor atom that his might could render void;  
Thou — Thou art Being and Breath,  
And what Thou art may never be destroyed. »